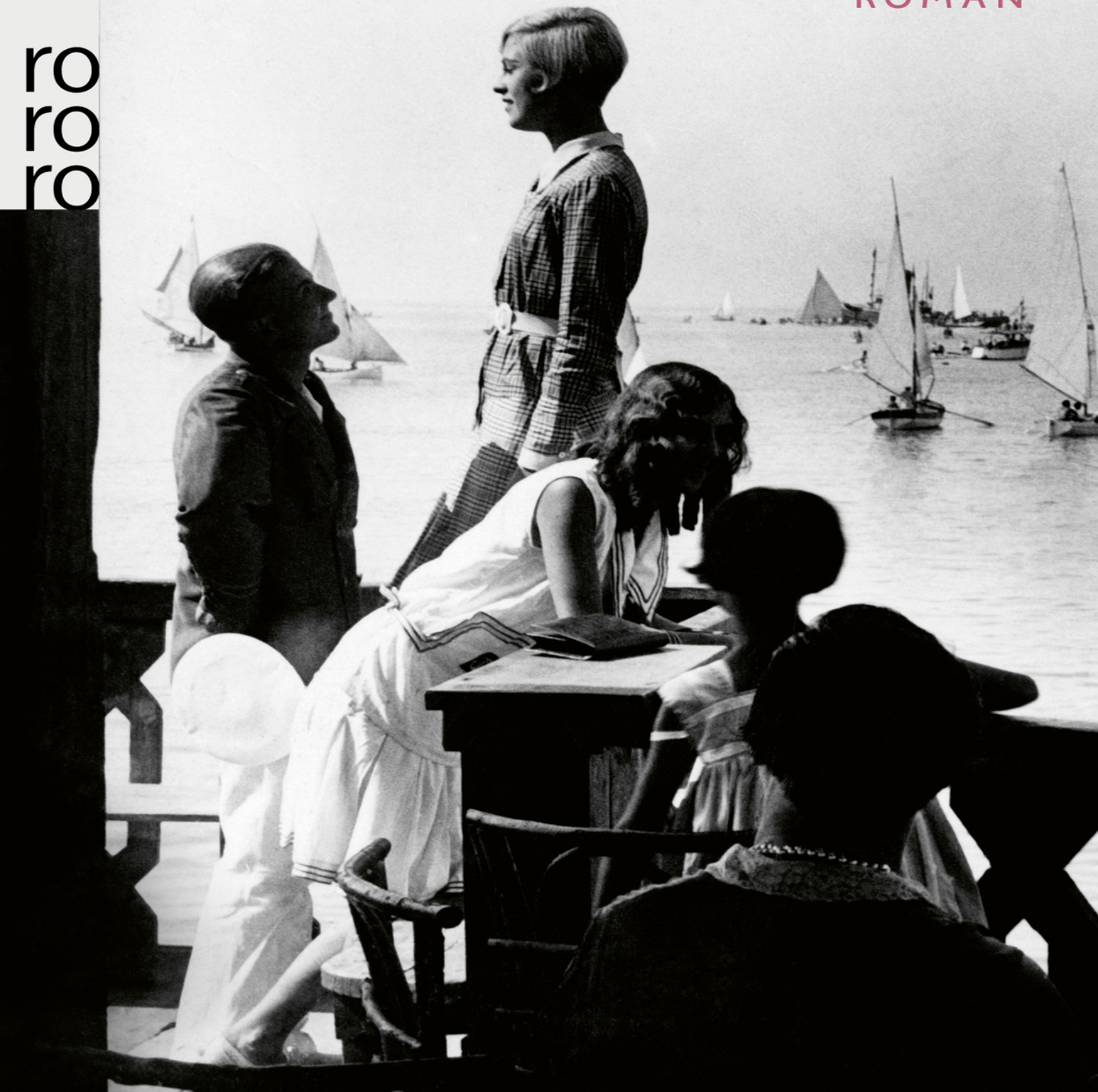


MICHAELA CARTER

DIE SURREALISTIN

ROMAN

ro
ro
ro





Michaela Carter

Die Surrealistin

Roman

Aus dem Englischen von Silke Jellinghaus und Katharina
Naumann

Über dieses Buch

BRAVE FRAUEN SCHREIBEN SELTEN GESCHICHTE.

1937. Als die junge Engländerin Leonora Carrington den berühmten Surrealisten Max Ernst kennenlernt, ist er ein verheirateter Mann. Er führt sie in die Pariser Künstlerszene um Salvador Dalí und Pablo Picasso ein, und bald wird aus der leidenschaftlichen Affäre eine Liebesbeziehung. Das Paar zieht nach Südfrankreich, wo Carrington sich der Malerei verschreibt.

Doch dann bricht der Zweite Weltkrieg aus, und die beiden werden auseinandergerissen. Verzweifelt macht Max sich auf die Suche nach ihr. Doch Leonora hat mittlerweile begonnen, sich als Frau und Künstlerin zu emanzipieren. Auch von Max Ernst.

«Ein sehr interessantes Buch.» *NDR*

«Unbedingt entdecken!» *Emotion*

«Nicht nur ein interessanter Ausschnitt aus der Biografie einer außergewöhnlichen Künstlerin, sondern auch ein Appell für die Gleichberechtigung von Frau und Mann in der Kunst.» *kultura-extra.de*

«Michaela Carters Roman [...] zeichnet auf spannende Weise die Lebensgeschichte der vielseitigen Künstlerin Leonora Carrington nach.» *Buch Aktuell* «*Erlesen*»

Vita

Michaela Carter ist eine preisgekrönte Autorin. Sie studierte Theaterwissenschaften und Creative Writing an der Universität von Kalifornien. Sie ist Mitbegründerin einer Buchhandlung in Prescott Arizona, wo sie gemeinsam mit ihren Kindern lebt. Michaela Carter lehrt zur Zeit Creative Writing am Yavapai College.

Silke Jellinghaus, geboren 1975, ist Lektorin und Übersetzerin. Sie lebt mit ihrer Familie in Hamburg.

Katharina Naumann ist Autorin, Lektorin und Übersetzerin. Sie lebt mit ihrer Familie in Hamburg.

Impressum

Die englische Originalausgabe erscheint 2021 unter dem Titel "Leonora in the Morning Light" bei Harper Collins, New York

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, September 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Leonora in the Morning Light» Copyright © 2021 by Michaela Carter

Redaktion Annekatrin Heuer

Zitat S. 5 aus: Leonora Carrington, Das Haus der Angst. Aus dem Englischen von Heribert Becker und Edmund Jacoby.

Copyright © 1988 by Leonora Carrington.

Copyright © 2008 by Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

Zitat S. 77 aus: Walt Whitman, Grashalme. Übersetzt von Wilhelm Schölermann, Leipzig, Eugen Diederichs, 1904

Zitate S. 239 und 265 aus: Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien, Insel Verlag, Leipzig, 1923

Covergestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt

Coverabbildung Marka/Getty Images

ISBN 978-3-644-00304-0

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Loplop stellt die Windsbraut vor

Auf der Schwelle des einzigen, aber überwältigend großen Hauses einer aus Donnerstein errichteten Stadt liegend, halten sich zwei Nachtigallen eng umschlungen. Das Schweigen der Sonne waltet über ihrem Treiben. Die Sonne streift ihren schwarzen Rock und ihre weiße Bluse ab. Man sieht sie nicht mehr. Mit lautem Getöse bricht auf einmal die Nacht herein.

Max Ernst, Vorwort zu «Das Haus der Angst» von Leonora Carrington

Das Mädchen, das das Aussehen eines Pferdes angenommen hatte, rührte sich nicht, doch seine Nüstern bebten.

Leonora Carrington, Die ovale Dame

November 1997, New York City, Brewster Arts Gallery

Bei der ersten Gesprächspause strebt die Künstlerin in Richtung Tür. Sie hört jemanden ihren Namen rufen, aber sie möchte eine Zigarette, und sie läuft, so schnell ihr achtzigjähriger Körper es ihr erlaubt, weiter durch die überfüllte Galerie. Sie versteckt sich hinter einer Säule – um eine Pause zu machen, um Atem zu holen – und geht weiter. Ihre Hüften und Knie und Füße schmerzen von all dem Herumstehen. Sie hat Ausstellungseröffnungen noch nie gemocht, die Blicke des Publikums, die auf ihr ruhen, als sei *sie* Teil der Schau. Wenn sie nur unsichtbar sein könnte, dann würde es ihr vielleicht nichts ausmachen. Sie gibt sich Mühe, nicht weiter auf die Leute zu achten, die sie in Augenschein nehmen und Hypothesen aufstellen. Auch ihre Gemälde will sie nicht ansehen – die gegen sie in Stellung gebrachten Beweismittel, sozusagen. Die Schau ist eine Retrospektive, die gesamte Galerie ist mit ihrer Kunst gefüllt. Mit sechzig Jahren ihres Lebens. Natürlich kennt sie jeden Zentimeter einer jeden Leinwand so genau, als wären es Erweiterungen ihres eigenen Körpers. Die Hyäne und das Pferd; das Labyrinth, der Minotaurus, das Ei und der Kohlkopf, die weiße, alchemistische Rose; Geister, Hexen, ein spiralförmiger Tanz. Ihre Menagerie

aus Hybriden, den Bestien, die sie gekannt und geliebt hat. So viele ihrer Visionen sind hier ausgestellt – es ist ein bisschen, als habe sie vergessen, ihre eigene Haut überzuziehen. Sehnen, Knochen, Herz und Venen, vor aller Augen ausgebreitet.

Als sie die Tür aufstößt und den frischen Windstoß von draußen einatmet, steht sie einer jungen Frau gegenüber, die Stift und Notizbuch in der Hand hält. «Ms. Carrington!», sagt die Frau und lächelt strahlend. Richtig, sie hat für ein Interview zugesagt. Und es ist ein Mann dabei, mit Kamera über der Schulter. Ein weiteres Foto. «Könnten wir anfangen?», fragt die Reporterin. Leonora folgt ihr wieder hinein. «Wie wäre es, wenn wir uns hier aufstellen, vor *Sidhe, das Weiße Volk von Tuátha de Danann*?» Die Frau spricht es korrekt aus. Sie hat ihre Hausaufgaben gemacht.

Als Leonora sich dem Bild der goldenen Küche von vor über vierzig Jahren nähert, schaut der Bulle mit diesem wissenden Funkeln in den Augen direkt in sie hinein, so, wie er es immer getan hat. Dann steht sie vor der offenen Tür neben dem Rahmen des Gemäldes, neben den glatzköpfigen, leuchtenden Wesen, die sich über Suppe und Yamswurzeln hermachen. Leonora wendet den Blick ab, sieht hinaus durch die Glasfront der Galerie, wo auf dem Gehweg ein Paar stehen geblieben ist. Sie beobachtet, wie die Frau in ihrem dunklen Mantel sich auf die Zehenspitzen stellt und der weißhaarige Mann den Kopf beugt, um sie zu küssen. Ein Blitz. Der Fotograf schießt sein Foto. Für einen Augenblick hat Leonora das Gefühl, in ihrem Gemälde zu sein, zurück in dieser anderen Welt. Ein weiterer

Blitz, und sie erspäht in dem spiegelnden Fenster eine geisterhafte Gestalt, die durch die gegenüberliegende Wand der Galerie verschwindet. Schwindel überkommt Leonora, und sie richtet sich gerade auf, so gut sie kann, und presst die Füße in den Boden. Den größten Teil ihres Lebens hat sie dieses eigenartige Land nach ihren eigenen Maßgaben betreten, hat es sich durch ihre Gemälde zu eigen gemacht, und dennoch überrumpelt es sie immer noch gelegentlich.

«Könnten wir uns setzen?», fragt die Frau und führt sie zu einem kleinen Ledersofa.

«Ich habe nicht viel Zeit», sagt Leonora. Für gewöhnlich verabscheut sie Interviews, all die Fragen, die sie festnageln wollen, und gleichzeitig zu wissen, dass sie abgedruckt werden wird – nicht *sie*, sondern wie der Interviewer sie sieht. Wenngleich es sich, das muss Leonora zugeben, herrlich anfühlt, ihre Füße zu entlasten.

«Ihre Kunst ist so greifbar und dennoch geheimnisvoll. Woher nehmen Sie Ihre Inspiration?»

«Darüber spreche ich nicht.» Leonora blickt aus dem Fenster, aber das Paar ist weitergegangen.

«Dieses Gemälde zum Beispiel. Die Sidhe waren ein irisches Volk, ein Feenvolk, nicht wahr? Ich habe gelesen, dass Ihre Mutter und Ihre Nanny Ihnen Geschichten darüber erzählt haben.»

«Ja. Meine Großmutter hat meiner Mutter erzählt, dass wir von ihnen abstammen.»

«Womit jongliert dieser eine da? Mit Monden?» Die Reporterin zeigt auf die leuchtenden Himmelskörper in dem Gemälde. «Warum hat dieser andere ein Spinnennetz?» Die Frage hängt in der Luft. Es ist nicht so, dass Leonora nicht antworten möchte – sie kann nicht. Sie konnte die Dinge, die sie sieht, noch nie erklären. Sie seufzt, denkt an die Zigarette. Die Frau fährt fort. «In Ihrer ersten großen Arbeit, dem Selbstporträt, ist auf dem Boden etwas Verwischtes zu erkennen. Haben Sie dort etwas gemalt und es dann entfernt?» Leonora bleibt stumm. Die Reporterin verlagert ihre Position auf dem Kissen, blättert eine Seite in ihrem Notizbuch um. «Oder *Die Riesin*? Ich bin hingerissen davon, dass ihr Haar ein Weizenfeld ist. Ist die Figur an Demeter angelehnt? Oder vielleicht an die altnordische Göttin Sif?»

Leonora greift in ihre Manteltasche. Sie zieht die weiche Packung Vantage heraus und fingert vorsichtig nach einer Zigarette, als hielte sie ein rohes Ei in der Hand. «Ich spreche nicht über meine Kunst. Gemälde sind dazu da, Unsagbares auszudrücken.» Die Frau errötet. Sie beugt sich über ihr Notizbuch und schreibt schnell. Armes Mädchen. Es kann nicht leicht für sie sein. Leonora steht auf, benutzt dabei die Armlehne als Stütze. Es scheint eine Ewigkeit zu dauern. «Kommen Sie», sagt sie. «Lassen Sie uns frische Luft schnappen.»

Draußen geht ein starker Wind. Leonora bindet sich den Gürtel ihres langen Mantels um, schließt dann den Knopf unter dem Kinn. Sie atmet die kalte Luft ein und riecht die beißenden

Abgase des vorüberfahrenden Lasters. Dann zündet sie sich eine Zigarette an und atmet aus. Schon besser. Sie bietet der Reporterin ebenfalls eine an. Die Frau nimmt mit einem Lächeln an. Ein Waffenstillstand, denkt Leonora und wünscht sich, sie könnte all dies mehr genießen. Sie hat ihr ganzes Leben darauf hingearbeitet, aber sie konnte sich an die Aufmerksamkeit nie gewöhnen, an den Gedanken, dass das, was aus ihrem Mund kommt, irgendwie bemerkenswert ist. Aber die Frau hält ihren Stift und ihren Block in der Hand, und ihre Finger sind von der Kälte gerötet. Leonora tritt einen Schritt näher auf die Reporterin zu, damit sie leise sprechen kann und die Frau sie trotzdem hört. «Gibt es noch irgendetwas, das Sie erfahren wollen?»

«Verstehen Sie sich als Surrealistin?»

Leonora stockt bei dem Wort, das sie ihre gesamte Karriere als Künstlerin hindurch so treu verfolgt hat wie ein Hund, als könnte man sie in einem Wort zusammenfassen. «Als Teil der Altherrenriege?» Leonora lacht. «Frauen konnten nicht beitreten, wissen Sie. Nicht offiziell. Aber die Wahrheit ist, ich verstehe mich selbst als überhaupt nichts.» Sie lehnt sich gegen die Fensterscheibe der Kunstgalerie und gibt sich Mühe, das zu erklären. «Egos sind gefährlich, zerbrechlich; zu groß, das ist nicht gut für sie. Wie Humpty Dumpty, nicht wahr?»

Die Reporterin nickt, schreibt und stellt die nächste Frage auf ihrer Liste. «Haben Sie als weibliche Künstlerin das Gefühl, dass Ihre Arbeit die Anerkennung gefunden hat, die sie verdient?»

Leonora denkt an die Männer. Dalí, Miró, Picasso, und an die enormen Summen, die ihre Gemälde noch vor ihrem Tod erzielt haben. Sie denkt daran, mit welcher Genügsamkeit sie selbst ihr Leben gelebt, sich von Bohnen, Reis und den billigsten Stücken Fleisch ernährt hat. Sie gluckst, hustet und holt tief Luft. Es hat keinen Zweck, verbittert zu sein. «Weibliche Kunst wird für einen Bruchteil dessen verkauft, was männliche Kunstwerke erzielen, und Frauen brauchen zweimal so lang, um sich einen Namen zu machen. Ich bin eine der Glücklichen. Ich bin alt. Ich habe lang genug gelebt, um noch mitzubekommen, dass die Welt wenigstens beginnt, uns wahrzunehmen – als Künstlerinnen, meine ich, nicht als Inspiration für Kunst, diese fürchterliche Vorstellung von einer Muse.»

«Und Paris? Wie war es in den dreißiger Jahren? Sie waren zwanzig?»

«Zwanzig, einundzwanzig.» Leonora nimmt einen Zug von ihrer Zigarette. Auf einer Nikotinwelle schwebend erinnert sie sich an ihre Wohnung in der Rue Jacob, an das weiße Schaukelpferd im Wohnzimmer, ihre Staffelei vor dem Fenster. «Paris bedeutete Freiheit», sagt sie und denkt an das Café de Flore und die Künstler – Leonor, Lee, Man und die Éluards, Duchamp, Breton, Picasso, und vor allem Max.

«Max Ernst war Ihr Liebhaber?» Die Frau grinst, als habe sie etwas in Leonoras Gesicht gelesen, irgendeine unerklärliche Veränderung in ihren Gesichtszügen bemerkt. Sie scheint zu glauben, sie sei die Erste, die den Mut aufbringt zu fragen, aber

Leonora wird niemals interviewt, ohne dass man sich bei ihr nach ihm erkundigt – dem großen Mann –, als wäre sie nichts anderes als eine weitere Galatea. «Wie war das, mit ihm zusammen zu sein?»

Während Leonora auf das schmale Stück Himmel blickt, an dem ein einzelner Stern durch den Lichtdunst der Stadt hindurch sichtbar bleibt, ertappt sie sich dabei, wie sie an das morgendliche Kirchengeläut von Paris denkt und daran, wie sie ihn, wenn die Glocken sie weckten, enger an sich zog, wie die Wärme seines Körpers sie wieder in den Schlaf sinken ließ. «Es war perfekt», erwidert sie zu ihrer eigenen Überraschung.

«Leidenschaftlich?»

Leonora kann sich eines Schmunzelns nicht erwehren. «Das Thema werden wir nicht anschneiden.»

Teil I

Zwei Kinder werden von einer Nachtigall bedroht

Leonora, Juni 1937, London

Es war Leonoras erste Dinnerparty als erwachsene Frau, und ihre Freundin Ursula und sie waren die Gastgeberinnen. Der Garten gehörte Ursula, aber die Party war Leonoras Idee – eine vom Vollmond erleuchtete Gartenparty mit weißen Speisen und Kleidern, weil das Mondlicht danach verlangte und weil Max Ernst gerade in der Stadt war und beschlossen hatte zu kommen.

Sie hatte vor einem Jahr Werke von ihm gesehen, im Rahmen der Internationalen Surrealistischen Ausstellung, die in London gezeigt worden war. Neben Hans Bellmers zerrissener, lebensgroßer Puppe, bei deren Anblick Leonora speiübel wurde, hatte Max eine Assemblage ausgestellt – den in Gips modellierten Kopf eines Mädchens, der wie ein Jojo an einer Schnur befestigt war. Leonora hatte das Objekt sofort erfasst. Sie war dieses Spielzeug gewesen, das auf und ab

baumelnd von jemandem manipuliert worden war, der die Schnur, das Geld und die Macht in Händen hielt. Zeit, die Schnur zu zerschneiden, hatte sie gedacht. Dann hatte sie Max Ernsts Gemälde *Zwei Kinder werden von einer Nachtigall bedroht* angeschaut. Es sprach zu ihr in einer Sprache, die sie verstand, vielleicht immer verstanden hatte, auch wenn sie nie in der Lage gewesen war, sich in ihr auszudrücken. Das Bild stellte den Höhepunkt einer unheimlichen Geschichte dar, ein Mädchen bewusstlos auf einem smaragdgrünen Rasen und ein zweites mit einem Messer in der Hand, die heimtückische Nachtigall gerade außerhalb ihrer Reichweite. Das auffälligste Merkmal des Gemäldes war der Rahmen, der in Leonora das unwiderstehliche Verlangen auslöste, ihn zu berühren. Sie fuhr mit der Fingerspitze über den Knauf, den der Künstler daran befestigt hatte und der den Bilderrahmen zu einer Tür werden ließ. Teil der Szene war ein Mann, er rannte auf einem Hausdach entlang und streckte die Hand nach dem Knauf aus – als wollte er die Tür öffnen und das Gemälde verlassen. Der Mann trug ein Mädchen auf den Armen. Aber würde er sie retten können?, überlegte Leonora und spürte, wie ihre Haut von innen nach außen brannte.

Und nun sah sie durch das Küchenfenster Max und Lee Miller und Roland Penrose am Tisch auf der Backsteinterrasse ihrer Freundin sitzen, unter einem Jasminspalier, an dem sich ein paar sternenweiße Blüten geöffnet hatten. Sie waren unglaublich interessant, die Surrealisten – sie beschäftigten sich nicht mit Kunst, sie lebten sie. Lee lehnte sich in ihrem Stuhl

zurück, die langen Beine an den Knöcheln überschlagen, barfuß. Sie blies Zigarettenrauch in den Himmel und reichte die Kippe dann an Roland weiter, der einen langen, lässigen Zug nahm. Max sprach gerade, seine Hände waren überall zugleich. Die Tatsache, dass er hier war, schien Leonora unfasslich, und doch leuchtete es ihr ein. Ihre Freundin Ursula war schließlich mit Erno verheiratet, einem Architekten, der wiederum zufällig mit Roland befreundet war, dessen Londoner Galerie eine Ausstellung mit Max' Werken zeigte. Aber Leonora glaubte nicht an Zufälle. Der Grund, weshalb Max hier saß, war ganz einfach und nicht von der Hand zu weisen. Ihre Liebe zu seiner Kunst hatte irgendwie den Mann selbst angezogen.

Auf einem weiß-blauen Porzellanteller richtete Leonora die Shortbread-Kekse an, die sie und Ursula gebacken hatten. Sie füllte Zitronensorbet in eine Schüssel und stibitzte dabei einen Löffel. Sie lächelte. Gerade die richtige Menge Zucker, um die Zitronensäure auszubalancieren. Sie probierte einen Keks. Er war nach dem Rezept ihrer irischen Großmutter zubereitet, buttrig und krümelig, genau so, wie er sein sollte. Leonora steckte sich auch den Rest in den Mund. In ihrer winzigen Wohnung lebte sie von Eiern, mehr konnte sie sich als Kunststudentin nicht leisten, und daher war Ursula die kulinarische Gönnerin dieses Abends.

Ursula war einmal Miss Blackwell von Cross und Blackwell gewesen, den Marmeladenherstellern. Sie beide stammten aus wohlhabenden Familien. Was den entscheidenden Unterschied

in ihren Lebensumständen ausmachte, war die Tatsache, dass Mr. Blackwell seine Tochter in ihren künstlerischen Bestrebungen unterstützte und ihr erlaubte, nach eigenem Belieben zu heiraten, wohingegen Mr. Carrington nur genau so viel Geld herausrückte, wie Leonora benötigte, um wie eine arme Schluckerin zu leben. Seiner Ansicht nach waren Künstler genau das – arme Schlucker, Bettler und Zigeuner, und je früher Leonora das begriff, desto besser. Sie hatte darum gekämpft, nach London zu kommen. Ihr Vater glaubte nicht, dass sie es ohne seine Unterstützung schaffen würde, das wusste sie. Er ging davon aus, dass Leonora nach Hause zurückkehren, sich vorteilhaft verheiraten und der Familie den Titel bescheren würde, den sein Geld allein nicht zu kaufen vermochte. Leonora konnte sich kein schlimmeres Schicksal vorstellen.

In diesem Moment lachte Max, seine Augenwinkel explodierten in Strahlen. Er warf den Kopf in den Nacken, sein weißes Haar schien von Licht erfüllt. Da klatschte etwas gegen die Fensterscheibe vor ihr, und Leonora zuckte zusammen. Sie wischte sich die Krümel von den Lippen und rannte nach draußen, wo sie einen Vogel fand, der mit geschlossenen Augen auf der Seite lag. «Ich hole eine Kehrschaufel», sagte Ursula. Ohne nachzudenken, legte Leonora den Vogel auf ihre Handfläche. Sie verabscheute es, die Tiere sterben zu sehen, wenn sie mit voller Geschwindigkeit gegen ein Fenster flogen. Ein Tod durch Spiegelung, durch Illusion. Sie berührte die weiche orangefarbene Brust des Vogels. Es war ein

Rotkehlchen, und es war noch warm. Zu Hause auf dem Land in Lancashire, wo sie aufgewachsen war, hatten viele von ihnen gebrütet, aber seit sie vor einem Jahr nach London gezogen war, hatte sie keine Rotkehlchen mehr entdeckt. Und wieso war das Tier in der Dämmerung herumgeflogen? Plötzlich spürte sie jemanden neben sich. Max streckte die Hand aus und streichelte den Flügel des Vogels. Leonora merkte, wie sich ihre Nackenhaare aufrichteten wie bei einem Gewitter. Max' Nähe war bestürzend. Nichts dergleichen hatte sie jemals zuvor erlebt. Sie sahen einander an. War es eine Art Wiedererkennen? Spürte er sie auch, diese unmittelbare Anziehung? Es war, als habe sie ihn schon immer gekannt.

Ursula kehrte mit einem Besen und einer Kehrschaufel zurück. «Du solltest tote Vögel nicht anfassen.»

«Er ist nicht tot», sagte Leonora und erkannte die Energie, die um das Tier herum pulsierte, die Kraft des Möglichen.

Das Rotkehlchen öffnete seine Augen, schwarz und glänzend. Sie setzte es in einen Jasmintopf, und alle sahen zu, wie es seine Federn aufplusterte und in den Park unter ihnen segelte.

Leonora und Ursula trugen die Servierschüsseln hinaus zu dem Terrassentisch, der mit seiner langen weißen Tischdecke im Dunkeln zu schweben schien. Als Ursula die Schüssel mit dem Steckrüben- und Kartoffelpüree vor Max absetzte, kicherte sie. Leonora war ebenfalls ganz schwummrig zumute, aber sie würde keinesfalls lachen. Sie trug das Herrenoberhemd, das sie gern zum Malen anzog, in eine graue Hose gesteckt, zusammen mit bequemen Slippers. Sie verdrängte jeden Schwindel aus

ihrem Kopf und bemühte sich, ihre Stimme zu senken. «Ich hoffe sehr, ihr mögt alle Heilbutt.» Sie setzte den gedämpften Fisch vor Lee ab, deren seidenes Sommerkleid sich um ihre kleinen Brüste und Hüften schmiegte, als sei sie gerade den Seiten der *Vogue* entstiegen, des Magazins, für das sie modelte. Kühl und glänzend, nahm Lee einen Schluck von ihrem Drink, irgendetwas Bräunlichem. Eis klirrte in ihrem Glas, und Ursula nahm es mit in die Küche, um es wieder aufzufüllen.

Sie hatte Leonora alles über Lee erzählt, die angeblich die berühmtesten Brüste von Paris hatte. Aus den Vereinigten Staaten in die Stadt gekommen, um von Man Ray zu lernen, hatte Lee als seine Muse Berühmtheit erlangt. Sie fühlte sich hinter der Kamera genauso wohl wie davor und nahm bald auch einen Platz in der Dunkelkammer ein, sodass niemand mehr ihre von Mans Bildern unterscheiden konnte.

Irgendwann brach sie ihm das Herz, ging nach New York und eröffnete ihr eigenes Porträtstudio. Doch nach ein paar Jahren ließ sie wieder alles stehen und liegen und zog nach Ägypten, um einen reichen Mann zu heiraten, dessen Ring noch immer an ihrem Finger glitzerte, obwohl sie mit nassen Lippen und ihrem ganzen Mund Roland küsste. Lee war zehn Jahre älter als Leonora und wirkte so selbstbewusst und frei, ganz Herrin ihres Schicksals. Leonora hatte noch nie zuvor eine Frau wie sie getroffen und konnte nicht aufhören, sie zu betrachten. Als Lee mit unbewegten, blassen Augen zurückblickte, erstarrte Leonora, als hätte man sie bei etwas ertappt. Lees Blick war

herausfordernd, aber zugleich voll reiner, natürlicher Neugierde.

Als Lee in ein Radieschen biss, studierte Leonora ihren Mund – dünn, elegant, wie alles an ihr. Man Ray hatte sie gut eingefangen. Leonora hatte in der Ausstellung auch seine Gemälde gesehen. Lees Lippen, riesig, die über einen blauen, wolkengetupften Himmel flogen. «Nachdem sie ihn verlassen hatte, verbrachte Man den Großteil eines Jahres damit, das zu malen», hatte Ursula ihr erzählt.

Wie herrlich es sich anfühlen muss, so geliebt zu werden, dachte Leonora.

Gegenüber von Lee saß Man und trank sein Bier. Leonora fiel ein, was Ursula am Morgen gesagt hatte: «Er hat eine Frau. Natürlich nimmt er sich auch Geliebte. Das tun alle Surrealisten.» Leonora spürte seinen Blick auf sich ruhen und merkte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. «Wollen Sie sich nicht setzen, Miss Carrington?», fragte Max und zog den Stuhl neben sich heraus. Sie warf ihm ein Lächeln zu und setzte sich. Flirtete er?

Der Tisch erzitterte, und sie schreckte auf. Ursulas Mann Erno schlug mit der Faust auf die Tischplatte wie mit einem Auktionshammer, genau so, wie es Leonoras Vater immer tat. Ernos Stimme war voller Empathie, sein ungarischer Akzent deutlich vernehmbar. «Wir haben jeden Grund, Hitler jetzt zu stürzen, mein Freund. Als er das Rheinland besetzte, hat er den Versailler Vertrag gebrochen. Er will Rache. Du bist ein Narr, wenn du glaubst, dass er es dabei belassen wird.»

Er sprach mit Roland, doch Lee zeigte mit ihren großen, starken und ausdrucksvollen Händen wieder auf ihn. «Und wenn Hitler einen Krieg anfängt, werden ein paar phantastische Fotos dabei herausspringen, nicht wahr? Rauch sorgt für Atmosphäre.»

Erno blinzelte sie an und schmatzte mit seinen trockenen Lippen. Roland legte Lee die Hände auf die Wangen und küsste sie. «Die erste weibliche Kriegsphotografin, bei Gott!»

«Genug von Krieg», sagte Max. «Wir haben gerade Sommer, und das sollte für alle ausreichen.»

«Ist ja gut, Loplop!» Roland erhob sein Glas. Loplop, der Vogelobere. Der Spitzname war Leonora schon in der Ausstellung aufgefallen. Ein plumper Name.

Ursula reichte Lee ihren Drink und Leonora eine Flasche Bier. «Wollen wir anstoßen?», fragte sie. Ihr Grinsen, das wie der Rest von ihr überschwänglich war und gewitzt im besten Sinne, holte Leonora von einem Punkt tief in ihrem Inneren hervor, dem Ort, an den sie sich zurückzog, wenn vom bevorstehenden Krieg die Rede war. Hier saß sie an einem mondbeschienenen Tisch. Hier neben ihr lächelte Max Ernst. Als sie an ihm vorbei nach dem Flaschenöffner griff, machte ihr Herz einen Hüpfer, wie flache Steine auf dem Wasser, und sandte, da war sie sich sicher, kleine Wellen in jede Richtung aus. Ihr Kopf fühlte sich leicht an. Sie bemühte sich um eine feste Hand und öffnete den Flaschendeckel.

Ihr Bier schäumte, quoll über, und Leonora geriet in Panik. Der Tisch hatte perfekt ausgesehen! Wieso war sie es immer,

die alles ins Chaos stürzte? Bevor sie die Flasche von sich halten konnte, verschloss Max sie mit seinem Daumen. Die unvermittelte Bewegung überraschte Leonora. Sie hielt den Atem an. Ein elektrisches Summen kroch ihren Rücken hinauf. *Auf diese Weise geschieht es*, dachte sie. Seine Augen waren wie Eis, ein kaltes, klares Feuer. «Damit es nicht auf den Tisch tropft», sagte er. Der Schaum zischte in der Flasche. Roland und Lee, die so eng aneinandergedrückt saßen, dass sie wie ein Körper mit zwei Köpfen wirkten, die lachende Ursula, Erno mit seinem noch immer roten Gesicht – die anderen Partygäste wurden zur Szenerie. Es gab nur noch sie beide. Leonora wollte den Moment festhalten, in dem vergeblichen Versuch, Max mit einem Funken Objektivität zu betrachten. Sein braunes Gesicht, die sehnigen Arme und Beine, die von seinen Augenwinkeln aus explodierenden Fältchen, die Augen von einem Blau, in dem Leonora sich einen klaren, verlassenem Himmel vorstellte. Es war zu spät. Sie hielt den unteren Teil der Bierflasche fest und er den oberen. Es war, als arbeiteten sie zusammen.

«Das Essen wird kalt», sagte Lee. «Lasst uns anfangen.»

«Aber zuerst den Trinkspruch!», wandte Max ein.

Der Mond spähte über die Häuserreihe und brachte den Tisch, das Essen und sie alle in ihren weißen Kleidern zum Leuchten. Maxens Haar glänzte auf, und Leonoras Augen wurden feucht.

Irgendetwas in ihr hatte nachgegeben, ein Dammbruch. Er nahm seinen Daumen von der Bierflasche, hörte jedoch nicht auf, sie anzusehen.

«Auf die Zukunft!», sagte er und stieß seine Flasche gegen ihre.

«Auf die Zukunft!», pflichtete die Tischgesellschaft ihm bei, stieß an und trank.

Hatte sie ihn verführt, oder hatte er sie verführt? Leonora war sich nicht sicher. Sie wusste nur, dass ihr Leben nie wieder so sein würde wie vorher. Schon jetzt spürte sie, wie sein Blick sie schärfte, sie durch sein ungestümes Verlangen definierte. Es war wie eine Art Beschleunigung, als sei ein Teil von ihr erwacht, der bislang geschlafen hatte. Sie nippte an ihrem Bier, löffelte sich das weiche, weiße Wurzelgemüse auf den Teller. Weitere Jasminblüten hatten sich der Nacht geöffnet und dufteten so stark, dass die Kartoffeln und Steckrüben, selbst der Fisch nach Jasmin schmeckte. Aber die Öffnung ihrer Flasche war salzig. Sie schmeckte nach Max' Daumen.

Max, Juni 1940, Südfrankreich

Ruckartig fährt der Zug an.

Wie lange hat man sie aufgehalten?

Noch immer herrscht Nacht, schwarz und kalt und still. Und irgendwie ist Max noch immer an der Reihe. Es gibt nicht für alle Männer einen Platz zum Sitzen, geschweige denn einen Platz, wo sie sich zum Schlafen niederlegen könnten, und so haben sie einen wechselnden Turnus vereinbart. Die Hälfte der Männer in dem Viehwaggon sitzt für zwei Stunden, die andere Hälfte steht, dann wechseln sie. Sie stehen und sitzen und stehen, bis die Nacht vorüber ist. Und immer noch ist er hier, belegt einen wertvollen Platz auf dem Boden und träumt.

Er hat geträumt! Keinen dieser Albträume, wie Max sie seit dem Ersten Weltkrieg hat, sondern einen Kindheitstraum. Einen von der Sorte, in der man schwebt und über dunkle Wälder fliegt, ein Traum mit einer Heldin und einem Helden. Er ist noch immer da, kitzelt Max mit seinen sich auflösenden Fingern im Nacken. Leonoras Stimme ruft ihn. Er will ihr sagen, dass sie bleiben soll, wo sie ist – er wird zu ihr kommen, irgendwie –, aber seine Lippen sind zu taub, um Worte zu formen. Seine Lunge ist ein Sack voll nassem Sand. Er will den Traum einfangen! Zurückkehren!

«Ja. Ich dachte mir, dass das Essen und die Blumen weiß sein sollten.»

«Um das Mondlicht zu verstärken.»



Sie bringen Platten mit Jícama, geschältem Rettich und hartgekochten Eiern, eine Terrine mit kalter Kartoffel-Lauch-Suppe, auf die sie weiße Rosenblätter gestreut haben, eine Platte mit mexikanischen Hochzeitskeksen, Shortbread mit Puderzucker, und sie stellen alles auf Tische im Hof zwischen Diegos und Fridas Häuser. Sie lassen Gardenienblüten in Wasserschüsseln schwimmen und arrangieren langstielige Lilien in schlanken Vasen. Andere Gäste sind ebenfalls beschäftigt, sie hängen Ketten mit Glühbirnen in kleinen Papierlaternen auf, drapieren Ranken über der Kuppel und stellen Stuhlreihen auf.

Frida empfängt sie in ihrem weißen Spitzenkleid im Hof. Sie hat ihre Zöpfe wie Brezeln hochgesteckt und sie mit einer einzelnen weißen Lilie geschmückt. Sie sieht aus wie in ihren Bildern, nur mit Haaren, und sie wirkt so viel glücklicher, dass Lenora fast auch irgendwann einmal aus Liebe heiraten möchte. Frida ist winzig, und als sie Leonora die Hand hinstreckt, wagt es Leonora kaum zuzugreifen, aus Angst, sie zu zerdrücken. Frida wirkt auf sie wie eine Prinzessin, und bevor Leonora sich zurückhalten kann, beugt sie sich über Fridas Hand, um sie zu küssen.

Diego und Frida erneuern ihr Gelübde bei Mondlicht. Leonora tupft sich immer wieder die Augenwinkel mit einem Taschentuch ab, das sich Remedios und sie teilen. Renato ist bei einem Stierkampf, und sie sitzt zwischen Remedios und ihrem Mann Benjamin Peret, der sich zu ihr beugt und ihr ins Ohr flüstert: «Der Mond macht uns alle zu Lügner.»

Sosehr Leonora ihm auch glauben will – als sie der winzigen Frau und dem massigen, dickbauchigen Mann dabei zusieht, wie sie sich an den Händen halten und sich in die Augen schauen und sagen, dass sie einander zum Ehegefährten nehmen wollen, solange sie auf Erden wandeln – auf dieser Erde, die in einem wirbelnden Universum wirbelt, das aus der Musik von Sternen, Planeten und Monden besteht –, da weiß sie, was sie weiß. Und sie denkt an Max und fragt sich, wie das Mondlicht auf den roten Felsen Sedonas aussehen mag, und was er wohl gerade tut unter diesem erleuchteten Himmel.

Als Frida und Diego die Ringe tauschen, verschwimmen die Bilder in Leonoras Kopf. Ihr Herz schwillt an und wird platzen, wenn sie die Bilder nicht herauslässt. Eier, riesenhafte Eier, Katzen, Frauen mit den Körpern von Heuschrecken, Frauen mit Gesichtern in der Form von Schmetterlingen, mit Haaren, die aus Ästen bestehen; eine Küche mit einem Kessel, ein Tisch, gedeckt für die Sidhe; eine riesige Schüssel voll goldener Suppe und Granatäpfeln darauf, und um den Tisch sitzen die weißen, leuchtenden kleinen Leute.

Schimmernde Lichtkugeln, Monde und Vögel, weiße Vögel, die am Nachthimmel aufleuchten. Ein Minotaur, ein Labyrinth,

eine Schlange, die sich spiralförmig ringelt, und eine Riesin, um die sich die Kreaturen der Erde geschart haben. Gänse flattern aus ihrem Mantel empor.

Später, nach dem Tanzen und dem Trinken, als das weiße Essen gegessen ist, die Kerzen heruntergebrannt und alle erschöpft sind, schlendert Leonora nach Hause und summt vor sich hin – *El Barco Velero*, das Segelboot-Lied, das es irgendwie aus Spanien hierher geschafft hat. Sie schließt die Tür ihres Ateliers und malt, bis die Sonne aufgeht.

Und dann malt sie noch ein wenig weiter.

Dieser Roman basiert auf historisch verbürgten Ereignissen und Figuren. An manchen Stellen jedoch habe ich mir die künstlerische Freiheit genommen, von den realen Fakten abzuweichen und Gespräche, Gedanken und Gefühle der Figuren zu fingieren.

Michaela Carter